LANDKREIS CALW Kreisarchiv Calw

lichen Interesses gerückt ist, haben, wie man weiß, die englischen Stimmrechtsweiber nicht erfunden. Sie folgten vielmehr einer Methode, die zuerst in Rußland ausgebildet worden ist. Es war in den sibirischen Gefängnissen, wo die Sträflinge gegen die Grausamkeiten, die man ihnen zufügte, sich nicht anders wehren konnten, als daß sie die Annahme der Nahrung verweigerten. In diesen Tagen ist nun das Kampfmittel des Hungerstreiks in seinem Geburtslande wieder zu Ehren gekommen. Indessen handelt es sich diesmal nicht um ein Gefängnis, sondern um ein Priesterseminar, das der Schauplatz dieser Demonstration wurde. Im geistlichen Seminar zu Pskow herrschte nämlich seit einiger Zeit ein neuer Inspektor mit Namen Jakubowski, der seine Zöglinge in der rohesten Weise tyrannisierte. Nach der Angabe der Seminaristen behandelte er sie so grob und abstoßend, daß in ihnen jedes religiöse Gefühl zerstört wurde. Als es ein Schüler zum Beispiel wagte, in der Zeit der Großen Fasten bei Tisch zu lächeln, ließ ihn der Inspektor wegen dieser „Sünde" nicht mehr zum Abendmahl zu. Da eine Beschwerde gegen den Tyrannen des Seminars keine Aussicht auf Erfolg gehabt hätte, griffen die künftigen Priester zu dem alterprobten Kampfmittel der Sträflinge. Sie traten in den Hungerstreik ein. Diese Waffe erwies sich auch diesmal als erfolgreich. Der zuständige Bischof forderte einen Bericht über die Zustände im Seminar ein und erklärte sich bereit, beim Heiligen Synod eine Revision der Anstalt zu beantragen. Damit erklärten sich die Schüler befriedigt, und sie stellten den Hungerstreik wieder ein.

*

Wie Slaby den ersten Funkspruch empfing.

Neben Heinrich Hertz, dem deutschen Physiker, der die wissenschaftlichen Grundlagen für die drahtlose Telegraphie schuf, und neben Guilelmo Marconi, der das Problem technisch meisterte, war es vor allem der soeben verstorbene berühmte Charlottenburger Hochschullehrer Adolf Slaby, der die Funkentelegraphie aus ihren ersten Anfängen bis zur gegenwärtigen Vollkommenheit geführt hat. Slaby war bereits bei den allerersten Versuchen Marconis zugegen, und er hat selbst einmal mit großer Anschaulichkeit geschildert, wie er und Marconi zusammen zum ersten Male Zeugen der drahtlosen Uebermittlung einer Nachricht gewesen sind. Nach langen Vorbereitungen hatte Marconi versucht, durch elektrische Wellen ein Signal über den Bristolkanal zu senden, und er hatte Slaby zu diesem Experiment eingeladen. „Auf der etwa 20 Meter hohen Klippe von Lavernock Point", so erzählte Slaby, „eine Stunde von dem freundlichen Badeort Penarth entfernt, war ein 30 Meter hoher Mast errichtet, durch Drahtseile gehalten. Es sollte nach dem Marconischen Verfahren telegraphiert werden. Zunächst gelang es überhaupt nicht, ein Zeichen zu erhalten. Der volle Erfolg war erst am nächsten Tage vorhanden, nachdem man mit dem Empfangsapparat hinunter an den Strand gezogen war. Es wird mir eine unvergeßliche Erinnerung bleiben, wie wir, des starken Windes wegen in einer großen Holzkiste zu Fünfen übereinander gekauert, Augen und Ohren mit gespanntester Aufmerksamkeit gerichtet, plötzlich nach Aufhissung des verabredeten Flaggenzeichens, das erste Ticken, die ersten deutlichen Morsezeichen vernahmen, lautlos und unsichtbar herübergetragen von jener felsigen, nur in undeutlichen Umrissen wahrnehmbaren Küste Flatholms, herübergetragen durch jenes unbekannte geheimnisvolle Mittel, den Aether, der die einzige Brücke bildet zu den Planeten des Weltalls. Es waren die Morsezeichen des V, welche der Verabredung gemäß herüberkamen." Das war im Jahre 1897. Marconi war zu diesen ersten praktischen Versuchen vom obersten Leiter des englischen Telegraphenwesens nach England eingeladen worden. Adolf Slaby, nach Deutschland zurückgekehrt, ließ das mit eigenen Augen und Ohren Wahrgenommene keine Ruhe. Er erkannte die epochale Bedeutung der in ihren ersten Keimen liegenden Erfindung, und er experimentierte nach vielfach eigenen und ganz neuen Methoden weiter, nachdem ihm der Kaiser zu seinen Versuchen die königlichen Bauten und Anlagen an der Havel bei Potsdam zur Verfügung gestellt hatte. In Gemeinschaft mit dem Grafen Arco baute Slaby hier in unermüdlichen Versuchen sein eigenes, „Telefunken" genanntes System der drahtlosen Telegraphie aus, das heute der Marconi-Telegraphie durchaus gleichwertig ist, und das es ebenso wie diese gestattet, Entfernungen von 6 bis 7000 Kilometern drahtlos zu überbrücken.

Ein Annamit als französischer Oberstleutnant.

Aus Paris wird eine originelle Beförderung in der französischen Armee gemeldet. Ein Eingeborener aus dem französischen Kolonialreich in Hinterindien, der Annamit Chan, hat soeben den Rang eines aktiven Oberstleutnant erhalten. Die ganze Familie dieses Offiziers steht in engen Beziehungen zu Frankreich, schon sein Vater Phu hat dem Staate wichtige Dienste geleistet. Dafür wurde er selbst in die Offiziersschule von Saint-Cyr aufgenommen, und als er sie im Alter von 20 Jahren absolviert hatte, machte er rasch Karriere. Ein Bruder Chans, der den melodischen Namen Do-Hu trägt, ist gleichfalls Offizier. Er dient als Leutnant in der französischen Infanterie. Er hat sich der Aviatik zugewandt und sich während der letzten Kämpfe in Marokko durch mehrere Flüge ausgezeichnet. Ein dritter Bruder war der erste Eingeborene, der in Arnam in Frankreich als höherer Beamter angestellt worden ist. Von den Armeen der europäischen Großmächte stellt außer der französischen nur noch die russische geborene Asiaten als aktive Offiziere ein. Dort sind es die Angehörigen der vornehmen mohammedanischen Geschlechter aus dem Kaukasus und aus Turkestan, denen die Offizierslaufbahn ohne Weiteres offen steht.

— In der Gemäldegallerie. Gatte: „Lauf doch nicht so stumpfsinnig an den Bildern vorbei, Alte; die Leut' müssen ja denken, Du hättest absolut kein Kunstverständnis; — — — schüttle doch wenigstens ab und zu mal den Kopf."

— Die Aengstlichen. Diener des Zahnarztes (für sich): „Wirklich höfliche Leute, unsere Patienten! Hier heißt's den ganzen Tag: „Bitte — nach Ihnen!"

— Der erste Schultag. Der kleine Max ist zum ersten Male in der Schule. Nachdem der Lehrer den kleinen ABC-Schützen dies und das erklärt hatte, ertönt das Kommando: „Setzt Euch!" Darauf sagt der kleine Max sehr artig: „Ich danke schön, Herr Lehrer, ich bin noch nicht müde!"

Rätselecke.

Rätsel.

Im Wasser bin ich zu finden
Doch deckt mich das Wasser nicht.
Wenn du den Fluß mir als Kopf gibst,
So dien' ich dir zum Gericht.
Und sonderbar ich dien'
Gar oft auch deinem Gesicht.

Auflösung folgt in nächster Nummer.

Auflösung des Silbenrätsels von voriger Nummer:

Balkankrieg — Wehrvorlage.

Bogislaw, Athene, Lehnbach, Kaminfeger, Archiv, Nero, Karolinger, Raphael, Irma, Edinburg, Gardeinfanterie.

Druck und Verlag der Bernh. Hofmannschen Buchdruckerei in Wildbad. — Verantwortlich: E. Reinhardt daselbst.

Der Erzähler vom Schwarzwald

Unterhaltungs-Blatt zum Freien Schwarzwälder.

Nr. 28. **Wildbad,** Mittwoch, den 9. April. **1913.**

Frühlingsabend.

Alles sinkt in süße Träume,
Kaum hörst du die Wellen gehn,
Rosenstrauch und Blütenbäume
Sind wie Schatten anzusehn.

Aber hoch am blauen Bogen
Kommt der Sterne friedsam Heer
Still und prächtig angezogen,
Schöner als der Blumen Meer.

Wenn die ird'sche Pracht verschwindet,
Steigt die himmlische herauf;
Wenn dein Aug' der Welt erblindet,
Geht es für den Himmel auf.

Carl Roller.

Die Post des Dichters.

Von Edward Stilgebauer.

Der alte und berühmte Schriftsteller Wilhelm Royel saß, den Kopf nachdenklich in die Hand gestützt, vor seinem umfangreichen Schreibtisch. Ein erfrischender Wind wehte durch das geöffnete Fenster herein und die Baumwipfel draußen im Garten zitterten leise unter dem tiefen Himmelsblau. Royel litt ein wenig an Rheumatismus und so hatte er trotz der Wärme des Sommertages die Beine in einen dicken, wollenen Shawl gehüllt. Den Tisch bedeckte ein gelber orientalischer Teppich, der mit schwarzen und violetten Mustern durchwirkt war. In einer kupfernen Vase, die vor ihm auf dem Tische stand, verloren ein paar Rosen langsam ihre Blätter. Royels Blick ruhte auf zwei kleinen, schneeweißen Katzen, die in seinem Arbeitszimmer ihr lustiges Spiel trieben.

Sein Sekretär, ein junger, blasser Mensch mit feingeschnittenen Lippen, mit dem gleichgültigen Blicke, den die literarische Jugend heutzutage so gern affektiert, war gerade mit der Durchsicht der heutigen Post beschäftigt. Er riß die Kreuzbänder von den eingelaufenen Zeitungen und öffnete mit einem schmalen Papiermesser die Umschläge der Briefe, die der Diener soeben auf einer Tablette hereingebracht hatte.

„Also, Fanys, was steht in den Briefen? Machen Sie's rasch, damit wir vor dem Mittagessen noch ein gut Stück vorankommen. Was ärgert Sie denn, Fanys? Geben Sie mir doch die Zeitschrift! Soll mir wieder einmal der Hals gebrochen werden?"

„Aber, Meister . . ."

„Geben Sie, geben Sie nur her, lieber Freund! Wenn mir einer den Hals brechen will, davor habe ich niemals Angst gehabt. Zeigen Sie her! Ach, es handelt sich um meinen letzten Roman . . . greisenhafte Schwäche . . . nichtssagende Philisterhaftigkeit . . . mehr eine Schande als ein Erfolg . . . Das Geld ist ja zusammengeschrieben . . . Ha, ha, es wäre ja ein Wunder, wenn man einmal ausnahmsweise nicht von meinem Geld berichten würde. Was sagt er denn noch mehr?" Und Royel las:

„Herr Royel ist ein reicher Mann, Schwätzer und Dummköpfe kaufen seine Bücher. Was er bis jetzt geschrieben hat wirft ihm ja eine stattliche Rente ab. Warum begnügt er sich nicht damit und läßt uns endlich mit seinen Schreibereien in Frieden?"

„Halt, da steht ja Rodamont darunter. Geben Sie mir doch einmal mein blaues Notizbuch, Fanys", sagte der alte Schriftsteller jetzt in größter Ruhe. „Als ich diesen jungen Menschen kennen lernte, hatte er kein Hemd anzuziehen, ich habe ihm ein Dutzend geschenkt. Er hatte keine Stelle, ich habe ihm eine vermittelt, kein Geld, ich . . . schlagen wir das blaue Notizbuch unter dem Buchstaben R auf . . . Rodamont, ganz richtig, ich habe um ungefähr 5 oder 600 Francs geliehen, 675 Francs ganz genau. Heute zahlt er sie mir zurück. Jetzt sind wir quitt, ich streiche seinen Namen, seine Schuld ist beglichen.

Und Wilhelm Royel zog mit dem Federhalter einen dicken Tintenstrich in dem blauen Notizbuch. Dann zuckte er mit den Schultern:

„Mein Geld, Fanys, glauben Sie vielleicht, daß ich mein Geld gestohlen habe? Fünfzehn Romane habe ich geschrieben, ebenso viele Stücke habe ich auf den Theatern spielen lassen. Ich habe das gemacht, so gut ich es eben konnte, acht und zwölf Stunden täglich habe ich gearbeitet, habe meine Gesundheit hintangesetzt, habe das Herzleiden, an dem ich eines schönen Tages zu Grunde gehen werde, beschleunigt. Ich bin auch mal hereingefallen, ich habe auch hie und da Triumphe gefeiert. Bin ich nicht in der Tat ein ganz gemeiner Schuft?"

Er lachte und fuhr fort:

„Was ist denn in dem anderen Briefe da? Eine Phhotografie?"

„Auf dem Briefbogen steht kein Sterbenswort", erwiderte Fanys, „nur am Rande der Photografie die Zeile: Eine ihrer leidenschaftlichen Verehrerinnen."

So sehr auch Royel an derartige schwärmerische Aeußerungen gewöhnt war, die Handbewegung, mit der er diesen Brief nahm, schien doch eine ziemlich lebhafte. Seine schöne Hand war von der beginnenden Gicht ein wenig verzogen.

Er betrachtete die Photografie und ein leises „Ah" kam von seinen Lippen. Es war das Bild eines großen und bleichen jungen Mädchens. Blond war die bestimmt. Sie hatte helle, frisch in die Welt hinausblickende Augen, „jungfräuliche Augen", dachte Royel, nordischer Typ. „Das ist nett", sagte er, „so ohne einen Namen zu nennen, ohne eine der landläufigen Redensarten zu machen, ohne Brief, das ist wirklich nett. Und zweifellos, gewiß zweifellos, oder doch nur vielleicht, ja vielleicht, ehrlich gemeint. Vielleicht!"

Er nickte mit dem Kopfe.

„Ja, mein liebes Kind, ich habe viele Briefe in

meinem Leben erhalten. Briefe von Damen der besten bürgerlichen Kreise, von überspannten, perversen, von abenteuerlustigen Frauenzimmern, von uralten Blaustrümpfen! Aber niemals, verstehen Sie mich wohl, Fanys, niemals habe ich den Brief erhalten, der mir wirklich eine aufrichtige Freude bereitet hätte, der den geheimsten Wunsch meines Herzens wirklich erfüllt. Die schönsten Briefe, die schmeichelhaftesten, glauben Sie mir, das sind immer die, in deren Besitz man niemals gelangt, das sind die Briefe, von deren Niederschrift ein Mann oder eine Frau geträumt haben, und die dann bei kühler Ueberlegung infolge eines unerklärlichen, eines seltsamen Zartgefühls, einer Schamhaftigkeit der Seele, ungeschrieben geblieben sind. In diesen Episteln, die nur den einen Zweck haben, daß der Absender sich interessant machen und seinen Freunden erzählen kann, ich habe an Herrn Royel geschrieben, ist alles Schwindel, mein Lieber. Aber, was steht denn in diesem blauen Brief?"

Fanys las:

„Verehrter Herr!

Würden Sie nicht einmal, am liebsten des Vormittags, bei mir vorbeikommen? Ich habe Ihnen eine hochwichtige Mitteilung zu machen. Sie allein sind dazu imstande, mir die Nutzbarmachung einer Erfindung zu ermöglichen, durch die wir beide ein für den Augenblick gar nicht abzuschätzendes Vermögen verdienen können.

P. S. Bringen Sie bitte 30 000 Francs in Banknoten mit."

„Ein Narr", sagte Royel. „Die Narren sind im Sommer viel freigiebiger als im Winter. Aber was enthält denn der Brief mit dem zwiebelfarbenen Umschlag?

„Verehrter Herr!

(las Fanys nun) Sie sind so edeldenkend, so groß, so hochherzig, daß Sie sich nicht weigern werden, mich zu empfangen. Ich bin Ihnen empfohlen durch Herrn Micalonolos, den griechischen Konsul in Odessa. Beträchtliche Verluste haben mich in eine bedauernswerte Lage gebracht, infolge einer furchtbaren Krankheit . . ."

„Und die Unterschrift", unterbrach Royel.

„Die Unterschrift: Gräfin von Plands."

„Ah, sie ist mir bereits durch zwei oder drei ihrer Komplizen bekannt. Das ist eine ganz gewiegte Bettlerin, Mitglied einer Gesellschaft, die uns gewerbsmäßig ausbeutet. Weiter!"

„Die Orthografie müssen Sie selber sehen."

Und Fanys gab ihm den folgenden Brief:

Maan Her!

Muß Ihne mideile, daß ihr Josef an ganz gemaaner Dieb is. Un daß er Ihne ihrn ganze Weidrinke dut."

„Ach so", sagte Royel, führte den Brief an seine Nase und berock ihn, „ach so, von der Köchin, die ich weggeschickt habe." Aber als er weiter gelesen und das Blatt umgewendet hatte, schien ein leiser Ekel über ihn zu kommen. Er fuhr zusammen, es war, als wenn die Leute, denen er sein Vertrauen und sein Interesse geschenkt, plötzlich beschmutzt worden seien. Er strich ein Schwefelholz an und ließ den schmierigen Brief mitten in seinem Aschenbecher aufflammen. Als von ihm nur noch ein paar Aschenreste vorhanden waren, blies er über die hin, daß sie davonflatterten.

„Fahren Sie fort."

Und Fanys las mit dem hier notwendigen Accent:

„Uerther Herr!

Ollen Sie mich erlauben das Uebersetzung von Ihre Uerke? Ich näre sär zufrieden zu können das maken, und specially das Band, uas ist das Roman in der Revue de France."

„Ungemein vertrauenerweckend", sagte Royel und lächelten vor sich hin. „Wenn er eben so schlechtes Englisch wie gutes Französisch schreibt. Und der andere Brief?"

„Geehrter Herr!

(las nun Fanys) Wir halten auch Sie für einen jener elenden Kapitalisten, deren Vernichtung allein das Vorwärtskommen der neuen Gesellschaft möglich macht. Wundern Sie sich also nicht, wenn eines schönen Tages eine Bombe, das kostbare Mobiliar, mit dem Sie sich zu umgeben belieben, in die Luft sprengt. Und ebensowenig wenn Ihr kostbarer Schädel dadurch ein bißchen mitgenommen wird. Es wird ihm nicht besser ergehen als den andern . . ."

„Natürlich", sagte Royel gedankenvoll. „„Aber was habe ich getan, um die Aufmerksamkeit dieser Rächer der Menschheit auf mich zu lenken? Ein verzweifelter Anarchist oder nur eine plumpe Schwindelei!"

Einen Augenblick Schweigen.

„Ist das alles?" fragte Royel dann.

„Ja, verehrter Meister!"

Wilhelm Royel heftete einen langen, durchdringenden und forschenden Blick auf das bleiche und verschlossene Antlitz seines Sekretärs. Ein ganz eigentümlich überlegenes, gütiges und ruhiges Lächeln huschte um seinen Mund. Er nahm die Photografie des jungen, unbekannten Mädchens zur Hand und betrachtete sie lange.

„Sie hat so schöne Augen", sagte er in beinahe väterlichem Tone.

„Ja, die Jugend, die Jugend", seufzte er dann leise vor sich hin.

Dann schob er die Photografie in eine Schublade, legte die auf seinem Schreibtisch verstreuten Briefe wieder auf die Tablette und warf einen zärtlichen Blick nach den beiden schneeweißen Katzen, die sich zwischen den Möbeln kugelten. Ein zweiter Blick fiel auf die schönen duftenden Rosen in der kupfernen Vase, dann nahm er ein Paket Notizen zur Hand, und machte sich bereit, dem Sekretär den Anfang eines Kapitels seines neuen Romans zu diktieren, mit den Worten: „Sind Sie fertig, Fanys, jetzt wollen wir arbeiten!"

Wie das Jod entdeckt wurde.

ml. Es war gerade vor 100 Jahren, im Jahre 1813, als der gelehrte Chemiker Gay-Lussac die Ergebnisse seiner Studien über einen neuen Stoff der Oeffentlichkeit bekannt gab, ein Stoff, den ein Pariser Salpeterjieder namens Courtois zwei Jahre vorher in der Mutterlauge von Seetangrückständen gefunden hatte. Es war das Jod. Die Geschichte dieser Entdeckung entbehrt ganz abgesehen von ihrem hohen wissenschaftlichen Interesse nicht der pikanten Begleitumstände, die Gay-Lussac zur Popularität verhalfen. Gay-Lussac besaß in dem englischen Chhemiker und Mineralogen Humphry Davy einen Rivalen, der es ihm nicht vergessen konnte, daß ihm der Franzose im Jahre 1909 mit der Entdeckung und wissenschaftlichen Erklärung des Borax und der Flußspatsäure zuvorgekommen war. Diese Gelegenheit, sich für die Niederlage zu rächen, sollte ihm jetzt die Courtois'sche Entdeckung verschaffen. Courtois hatte 1811 wohl den neuen Stoff entdeckt, war aber, da er nur praktische Kenntnisse in der Salpeterfabrikation besaß, außer Stande, den Stoff zu bestimmen und zu klassieren. In seiner Not wandte er sich an die bekannten Chemiker Clement und Desormes, denen er die gefundene Substanz mit der Bitte, sie zu analysieren, übersandte. Allein die beiden Gelehrten kamen mit ihren Untersuchungen auch nicht recht vorwärts und entschlossen sich daher, das von Courtois gefundene Produkt nebst den mageren Ergebnissen ihrer Versuche an Davy zu übergeben, der zufällig gerade in Paris weilte. Gay-Lussac bekam im letzten Augenblick noch Wind von der Sache und war begreiflicherweise bemüht, die Gefahr, die der französischen Wissenschaft und der Armutserklärung seiner Kollegen Clement und Desormes drohte zu vermeiden. Davy hatte bereits angekündigt, daß seine Studien dem Abschluß nahe seien. Aber der Franzose wußte sich in dem Rennen, das sich zwischen ihm und Davy entwickelte, den Vorsprung zu sichern, und schon wenige Wochen nach Empfang einer Courtois'schen Probe der Substanz unterbreitete er der französischen Akademie einen ausführlichen Bericht, in dem er nachwies, daß das von ihm analysierte Produkt ein einfacher Körper wäre. „Es genügt", heißt es in diesem denkwürdigen Bericht, „in die aus Seetang gewonnene Mutterlauge Schwefelsäure zu gießen und das Ganze zum Kochen zu bringen, um die in Form eines schwarzen Pulvers ausgeschiedene Substanz zu einem Gas von herrlicher violetter Farbe zu entwickeln. Dieses Gas verdichtet sich zu hellschimmernden Krystalle in Plattenform. Nachdem die Plättchen in destilliertem Wasser gewaschen sind, erhält man den Stoff in reinem Zustande. Ich habe den Stoff wegen der schönen violetten Farbe seiner Dämpfe und wegen seines metallischen Aussehens Jod genannt." Die Mitteilung Gay-Lussac weckte in der wissenschaftlichen Welt Frankreichs helle Begeisterung. Acht Tage später veröffentlichte dann Humphry Davy das Ergebnis seiner Untersuchungen.

Die Orientierung im Luftschiff.

Eine der wichtigsten Aufgaben für den Führer eines Lenkballons bildet die Orientierung über die durchflogenen Gegenden. Es ist das eine Bedingung, die dem Laien ziemlich leicht zu erfüllen scheint; rechnet er doch damit, daß das ganze Land auf weite Entfernungen hinaus zu den Füßen der Luftschiffer liegt und mit Hilfe von Karten unschwer bestimmt werden kann. Das trifft auch zu, sofern die Luft klar und der Himmel wolkenlos, die Erde frei von Nebel ist. Aber so günstige atmosphärische Verhältnisse sind keineswegs immer vorhanden. Die Orientierung gewinnt auch an Schwierigkeit, je höher ein Luftschiff emporsteigt. Aus einer Höhe von 2000 Metern ähnelt die Landschaft bereits in auffälligerweise einer Karte. Man sollte nun glauben, daß gerade dieser Umstand die Orientierung erleichtere. In Wirklichkeit ist das aber nur da der Fall, wo große Ströme und ausgedehnte Städte sichere Anhaltspunkte ergeben. Ueber welligem, waldigem Gelände und über großen Flächen des platten Landes ist die Sache keineswegs so einfach, wie man vielleicht anzunehmen geneigt ist. Denn die Unterschiede in den Maßstäben der landschaftlichen Riesenkarte und der von den Luftschiffern zu deren Kontrolle benutzten Generalstabskarten sind zu groß, als daß sich die wenig auffälligen Merkmale, wie Gehöfte oder kleine Dörfer, Wegkreuzungen oder dergleichen sofort ohne Schwierigkeit rekognoszieren ließen. Es liegt auf der Hand, daß bereits ein einziger Irrtum in dieser Hinsicht zu einer völligen Fehlsteuerung des Luftschiffes führen kann. Allerdings dient auch noch der Kompaß zur Kontrolle der Fahrtrichtung; aber wenn durch Nebel oder Wolken die Sicht auf die Erdoberfläche verschwindet, so hört trotz Kompaß die Orientierung über die Richtung auf, weil ein feststehendes Objekt fehlt, gegen das eine relative Verschiebung des Kurses festzustellen möglich wäre. Außerdem darf nicht vergessen werden, daß, namentlich in den aus metallischem Gerippe bestehenden Zeppelin-Luftschiffen eine Ablenkung der Magnetnadel bis zu 30 Prozent vorkommt. Genau zu kontrollieren ist, mit Hilfe des Barometer jederzeit nur die Höhe, in der sich das Luftschiff befindet. Bei der Fahrt des „Z 4" war nun, wie bereits bekannt, das ganze Landschaftsbild im südwestlichen Deutschland durch dichtes Gewölk den Blicken der Luftschiffer entzogen, und sie mußten, als sie nach einem Vergleich der Fluggeschwindigkeit mit der Fahrtdauer schließen konnten, nahe dem Ziel zu sein, durch die Wolkendecke hindurchgehen, um sich zu orientieren. Erst dann sahen sie, daß sie sich bereits jenseits der Grenze befanden; hätten sich dagegen kleinere Lücken in der dichten Wolkendecke befunden, so wäre es den Luftschiffern vielleicht möglich gewesen, bereits in größerer Höhe festzustellen, wo sie sich befanden, und sie hätten neuerdings den Kurs auf Deutschland nehmen können, ohne daß in den französischen Gebieten irgendjemand etwas von dem Zeppelin über seinem Haupte bemerkt hätte. Beim Vorhandensein solcher Wolkenlücken sucht der Luftschiffer nämlich möglichst oft einen Blick auf die Erde zu erhaschen. Er bemüht sich, die gesehenen Anhaltspunkte mit Hilfe seiner Karte zu identifizieren und seine weitere Richtung danach zu bemessen. Auf diese Weise läßt sich auch die Geschwindigkeit berechnen. Denn wenn das Luftschiff zum Beispiel um 9 Uhr den Punkt A, um 9 Uhr 6 den Punkt B passiert und wenn die Entfernung zwischen diesen beiden Orten (was auf der Karte zu messen ist) 1800 Meter beträgt, so hat das Luftschiff in jeder Minute 300 Meter zurückgelegt, und seine Stundengeschwindigkeit beträgt 18 Kilometer. Solche relativen Messungen genügen meist, um ziemlich genau zu bestimmen, wann die Zielgegend erreicht sein muß, vorausgesetzt, daß nur einigermaßen eine Orientierung möglich ist. Fälle wie der jetzt vorgekommene werden sich übrigens mit der Ausbreitung der Luftschiffahrt sicherlich noch häufig wiederholen; ist es doch sehr schwer, Landesgrenzen zu erkennen. Und geringe Abweichungen von 25 bis 50 Kilometer diesseits oder jenseits der Grenze kommen bei den sehr schnellen Luftkreuzern leicht vor, sobald auch nur auf eine Stunde die Erde durch Nebel oder Wolken den Blicken des Führers entschwindet. Es wird zu den Aufgaben des noch zu schaffenden internationalen Luftverkehrrechts gehören, für solche Fälle genaue Vorschriften und Verhaltungsmaßregeln zu treffen. Liegen darüber erst einmal bestimmte Formen und Präzedenzfälle vor, so wird ein Luftschiff, das sich verflogen hat, und das womöglich im fremden Lande hat landen müssen, gewiß weniger Aufregung in der Welt hervorrufen, als dieses jetzt beim „Z 4" der Fall gewesen ist.

Die Erfolge der Pariser Wünschelrutengänger.

Die von den geheimen Kräften der Wünschelrute Ueberzeugten haben jüngst, als sie in Paris zu einem Kongresse vereinigt waren, in Bois de Vincennes erfolgreiche Proben ihrer Leistungsfähigkeit abgelegt. Es wurde ihnen die Aufgabe gestellt, dort mit Hilfe der Wünschelrute unterirdische Höhlen und Wasserläufe aufzufinden. Wie es dort unterirdisch aussieht, konnten sie nicht wissen, wie der städtische Landmesser Armand Vire, der die Untergrundkarte jener Gegend entworfen hat, versichern konnte. Die Wünschelruten, deren sich die Rutengänger bedienten, waren ganz verschieden; der eine arbeitete mit Haselgerten, andere mit Ruten aus Fischbein, aus Bambus und aus Metall. Alle erzielten aber nach Pariser Meldungen gleich gute Erfolge. Der erste, ein Landmann namens Pelaprat, fand mit Hilfe seiner Haselrute bald eine unterirdische Höhle, von der er angab, sie sei über 15 Meter tief, aber ganz trocken; die Grenzen schritt er dann genau ab. Aehnlich ging es mit den anderen, ja einer vermochte sogar vier unterirdische Galerien genau der Lage nach zu bezeichnen, die von einer durch seine Wünschelrute bezeichneten Höhlung abgingen. Erst als alle Wünschelrutengänger geprüft waren, wurde die Karte, die Herr Vire mitgebracht hatte, zum Vergleiche herangezogen und es stellte sich heraus, daß alle Rutengänger mit größerer oder geringerer Genauigkeit, einzelne sogar verblüffend genau, die Lagen und Tiefen der Höhlen und Wasseradern richtig angegeben hatten. . . . Zum Schlusse ließ sich einer der Wünschelrutengänger, Probst, mit verbundenen Augen über die Versuchsgegend führen, und auch hierbei konnte er, dank seiner Wünschelrute, richtige Angaben machen.

Der Hungerstreik der Seminaristen.

Das Kampfmittel des Hungerstreiks, das durch die Taktik der Suffragetten in den Vordergrund des öffent-

Kreisarchiv Calw
LANDKREIS CALW